

Unterhaltung und Wissen

Begegnung im Herbst

Ein Dialog im Speisewagen

Von H. D. Kunze

Sie sahen sich im Speisewagen gegenüber und tranken roten Wein. Das Gespräch plätscherte leicht dahin. Robert blieb ab und zu kunstvolle Ringe in die Luft. Käthe knabberte einen Keks. Es war eine selten schöne Stimmung. Draußen lachte die milde Späthimmelfäule und der Himmel war noch einmal von solchem tiefdunklen Blau, als hiele es ihm schwer, Abschied zu nehmen. Manchmal strahlte das bunte Herbstlaub bis in den Wagen hinein.

Käthe war nicht mehr jung, und demnächst würde sie alt sein. Ihr Mann war tot, sie hatte keine Kinder, es gab niemand, der auf sie wartete. Im Abteil hatte sie vorhin Robert Landsberg getroffen und beide waren recht froh, die Reise nun gemeinsam zu verbringen. Sie kannten sich flüchtig von einer früheren Gesellschaft her und fühlten sich doch irgendwie befreundet.

Robert war Kavallerie alter Schule und plauderte sehr amüsiert. Die Nachmittagsstunden verbrachten. Der Zug hielt an einer Station. Zwei Beete geisterhaft leuchteten im Garten der Bahnhofsverwaltung. Man sah ihnen an, daß sie leicht froren. Käthe las den Namen der Station und wurde plötzlich nachdenklich. Wie eine ferne und freundliche Erinnerung fiel ihr ein Erlebnis ein, sie mußte lächeln. Das machte sie noch schöner. Robert spürte sofort, daß sie etwas bewegte, war jedoch distanziert genug, nicht in sie zu dringen. Nach einiger Zeit begann sie von selbst zögernd zu erzählen.

„Vor langer Zeit — es mögen wohl 30 Jahre her sein — fuhr ich dieselbe Strecke. Ich wollte nach Berlin zu meinem Verlobten und war sehr glücklich. Da stieg hier, auf dieser Station, ein junger Mann zu mir ins Abteil. Ganz schön war er — ich hatte so schön getrauert, von Hans und den Berliner Tagen — dann aber wurde ich sehr bald beknüppelt. Der junge Mann — der übrigens sehr nett ansah — benahm sich indolent. Er versuchte kein Gespräch und betrachtete mich nur ab und zu bescheiden und achtungsvoll. Seine dunklen Augen sahen auf meine Hände, als wollten sie sagen —“

„Welch schöne weiße Hände —“
„Stille!“ — sagte Käthe und fuhr wieder fort: „Aber er sagte kein Wort. So fuhren wir zwei Stunden lang. Dann kam Berlin. Noch einmal blühte er mich wehmütig an, als wollte er sagen: „Wie schade, daß wir beide, die wir so gut zusammenpassen, uns nun trennen müssen! — Und er nahm Abschied!“

„Wichtig?“
„Mit den Augen! Er hauchte einen zarten Kuss auf meine Stirn — in Gedanken natürlich! Dann stieg er aus!“
„Robert Landsberg schloß. Er sah seltsam verärgert in den tiefdunklen Blau, der samtig wie Öl in den Tälern floß, dann fragte er plötzlich: „Und was war weiter?“

„Nichts! Er ging fort, verschwand. Ich habe ihn nie mehr gesehen. Aber ich bewachte ihn ein treues Angedenken. Er war der Beste unter den Männern, die ich kennengelernt. Ja, ich wage sogar zu behaupten: Er hat mich gekiebt, wie keine!“

„Deshalb habe ich ihn nie vergessen.“
Robert nahm feierlich ihre Hand:
„Ich danke Ihnen, Frau Käthe — das danke ich Ihnen!“
Sie sah ihn hart an. Ihre Lippen zuckten ein wenig:
„Wofür danken Sie?“

„Neuer junger Mann war ich!“
Ein leiser Aufschrei — dem eine tiefe Stille folgte, in die nur das monotone Klirren der Räder drang. Draußen zuckten die Telegraphenstangen wie Ausrufungszeichen auf — die Sonne fiel wie ein glühender Feuerball in den Fluß —
Täglich nahm Käthe das Gehörte wieder auf: „Aber Sie — ausgerechnet Sie, waren der junge Mann?“ Die Verlegenheit gab ihr beinahe etwas Jungmädchenhaftes.

Robert erröte ihr Feuer zu einer Zigarette, dann sagte er, mit etwas kröcher Stimme: „Dreißig Jahre sind es her! Ich fuhr damals nach Berlin, um mich bei meinem neuen Chef vorzustellen! Meine Situation war sehr verzweifelt, denn ich hatte die verlangte Kautions nicht zusammen! Ich mußte nicht ein noch aus —“

„Und trotzdem waren Sie so darsam, mich mit Ihren Blicken zu streicheln —“

Robert nahm alle Kraft zusammen: „Das ist ja eben das Peinliche: Ich kann mich durchaus nicht bekennen, Sie liebevoll betrachtet zu haben —“

„Wie?“
Berlegen fuhr sich Landsberg durch sein graues Haar: „Ich bin ehrlich genug, zu gestehen, daß — ja, daß ich damals so niederschlagen war — und daß vielleicht aus diesem Grunde meine Blicke so wehmütig und —“

Hier könnte Käthe leise auf. Ein bitterer Zug legte sich um ihren Mund. Robert strich zärtlich über ihre Hand: „Ich weiß, daß es brutal ist, die Illusionen anderer zu zerstören! Ich mußte es tun — weil es meinem Charakter widerspricht, unerdiente Liebe und Erinnerungen einer schönen Frau zu genießen —“

Käthe hatte sich langsam gefaßt. Sie brannte sich eine neue Zigarette an und blies den Rauch weit von sich: „Lassen wir doch das! Ich finde —“

„O nein! Was ich damals verkannt habe, was ich in meiner grenzenlosen Torheit nicht achtete — ist es nicht Zeit genug, dies alles nachzuziehen?“
Sie konnte schon wieder lächeln, ein wenig molant allerdings sah ihr Mund dabei aus: „Ich bin alt, lieber Freund, endgültig alt! — Und das Ganze hat ja schließlich das eine tröstliche Moment für mich —“

„Das wäre?“
„Nicht ein Schröden ist von meiner Gedächtnis wahr! Nicht ein einziges Wort!“

„Käthe?“
„Wir Frauen haben oft Stunden, in denen wir Dinge des Alltags mit Illusionen verfühlen — und dann vergessen Sie nicht: Dreißig Jahre sind eine lange Zeit —“

Robert versuchte ein paar hilflose Worte zu sammeln, aber sie machte es ihm leicht: „Ich möchte Ihnen noch eine gute Nacht, mein Freund! Leben Sie wohl!“
Dann ging sie rasch davon, schlank und schön, wie ein junges Mädchen. Robert blinnte noch lange in die finstere Nacht. Beste Blätter tangen an die Scheiben und bieder Rebel, wie Wette, froh langsam aus gemächlichem Wald. Was war nun Wahrheit, und was Trübsinn? Wer kennt das Herz einer Frau? Es ist nicht gut, Illusionen zu zerstören, dachte Robert und rief, von Oben:

„Ganz in der Ferne grüßten die ersten Lichter der Stadt“

Württemberg

Stuttgart, 20. Okt. Die Reichsregierung stellt zur Verminderung der Arbeitslosigkeit erneut erhebliche Mittel zur Verfügung. Ein Reichszuschuß von 20 Prozent des Aufwands wird gewährt für Instandsetzungs- und Ergänzungsarbeiten an Gebäuden jeder Art, insbesondere auch an solchen, die gewerbliehen Zwecken dienen. Bei der Zertung von Wohnungen und dem Umbau sonstiger Räume zu Wohnungen, wenn dadurch in sich abgetrennte Wohnungen gewonnen werden, können zur Erstellung von An-, Auf- oder Ausbauten zur Ergänzung bestehender Wohnungen und zum Ausbau von Räumen für Zwecke des Luftschutzes beträgt der Zuschuß 50 Prozent der Kosten, im Höchstfall 100 RM. für jede Wohnung und jeden einzelnen An- und Ausbau. Neben dem Reichszuschuß wird auf 6 Jahre eine Verzinsung zu 4 Prozent jährlich desjenigen Betrages gewährt, den der Antragsteller über den Reichszuschuß hinaus aus eigenen oder geliehenen Mitteln aufbringt. Dadurch stellt sich der Reichszuschuß 1. bei Instandsetzungen und Ergänzungen an Wohngebäuden auf rund 40 Prozent der Kosten, wenn die Voraussetzungen des § 1 des Gesetzes über Steuererleichterungen vom 15. Juli 1933 nicht gegeben ist, und rund 50 Prozent, wenn die bezeichnete Voraussetzung gegeben ist, 2. bei Zertungen und Umbauten in Wohnungen und bei Umbauten und Ausbauten, die bestimmt sind, Zwecken des zivilen Luftschutzes zu dienen, auf rund 60 Prozent der Kosten, wenn die Voraussetzungen des § 1 des Gesetzes vom 15. Juli 1933 nicht gegeben ist, und rund 70 Prozent der Kosten, wenn die bezeichnete Voraussetzung gegeben ist. Eine weitere Vergünstigung erhalten die Hauseigentümer, denen wegen Einrichtung von Wasserpillaborten Juugausaufträge erteilt worden ist und die nunmehr diese Arbeiten aus-

führen lassen. Die Stadt gewährt in diesem Fall einen Beitrag von 25 RM. für den Sitz. Ist Juugausaufträge nicht erteilt, so kommt nur der Reichszuschuß von rund 40 Prozent des Aufwands in Frage. Die Arbeiten müssen nach Stellung des Auftrags auf Reichszuschuß unverzüglich begonnen und spätestens am 31. März 1934 beendet sein. Bereits ausgeführte Arbeiten können nicht berücksichtigt werden. Die Bürgererschaft wird aufgefordert, Aufträge dem Handwerk in möglichst großem Umfang zu erteilen und damit die Reichsregierung in ihren Bestrebungen, im kommenden Winter Arbeit zu beschaffen, zu unterstützen. Von den Handwerksmeistern wird erwartet, daß sie die Annahme der Aufträge nicht zu unangenehm fertige Preissteigerungen ausnützen und die Belegschaft ihres Betriebes nicht zu erhalten, sondern rechtzeitig weitere Arbeitskräfte einstellen.

Ulm. (Schwerer Autounfall.) Mittwoch nachmittag um 3 Uhr ereignete sich bei Ulm ein schwerer Autounfall. Der Autobus der Firma König in Unterföhrberg, der die Straße Ulm—Laubheim befährt, fuhr mit einem Lastwagen der Reichswehr zusammen. Beide Fahrzeuge wurden dabei schwer beschädigt und vier Personen mußten mit schweren Kopf- und inneren Verletzungen ins Krankenhaus Kesseln eingeliefert werden. Der schwere Lastwagen der Reichswehr fuhr dem Omnibus in die Quere, so daß das ganze Vorderteil des Personenzuges zertrümmert wurde. Bei dem heftigen Anprall wurde eine Frau durch das Fenster auf die Straße geschleudert, wobei sie so schwere Verletzungen erlitt, daß an ihrem Aufkommen gezweifelt wird. Bei den ins Krankenhaus verbrachten Personen handelt es sich um den Kraftwagenführer Karl Dietz aus Unterföhrberg, Art. Walsburga Dold aus Unterföhrberg, Theresia Rißler aus Steig O. Laubheim und P. Giele, Händler aus Ulm.

Casparhausen, W. Biberach. (Gefährlicher Brand.) Sonntag abend ging das Anwesen des Landwirts Angeler in Biberach in Flammen auf. Die Motorspritze von Casparhausen war alsbald zur Stelle, mußte sich aber infolge Wassermangels auf den Seiten der Nachbargebäude beschränken. Es muß als Glück bezeichnet werden, daß völlige Zerstörung der Anlage, sonst wäre der ganze Ort ein Raub der Flammen geworden. Von dem Anwesen des etwa 120 Morgen großen Gutes konnte nur das Gebäude und ein Teil des toten Inventars gerettet werden. Brandursache wird vermutet.

Vorsicht bei Verwendung von Fuchs- und Dachfleisch

Wichtig wird mitgeteilt: Nach den in den letzten Jahren gemachten Erfahrungen bieten die Färsche und die Dachs bei der Verbreitung von Trichinen eine Rolle, da Fuchs- und Dachfleisch an Schweine verfüttert wird. Trichinenschwämme bei Schweinen sind oftmals auf Verfallung von Fuchs- oder Dachfleisch zurückzuführen. Aus diesem Grunde hat das Innenministerium eine Verordnung erlassen, wonach Kadaver und Kadaverente von Färschen und Dachsen (Fuchsfleisch, Dachsferne), soweit nicht ihre Verwendung zugelassen wird, unbedinglich zu heftigen sind. Die unbedingliche Versteigerung hat durch Begraben an geeigneten Stellen (Beseitigung), durch Verbrennen oder durch Kochen bis zum Zerfall der Weichteile zu geschehen. Die Kadaver und Kadaverente sind bis zur Versteigerung so aufzubewahren, daß Hausiere, einschließlich Geflügel, mit ihnen nicht in Berührung kommen können. Das Versteigungsverfahren im Freien ist untersagt. Die Verwendung von Kadaverfleisch von Färschen und Dachsen (Fuchsfleisch und Dachsferne) außerhalb des eigenen Wirtschaftsbetriebs ist verboten. Eine Verwendung von Kadaverfleisch als Futtermittel im eigenen Wirtschaftsbetrieb des Besitzers darf nur mit Genehmigung der Ortsbehörde und unter der Bedingung des vorherigen Kochens erfolgen. Das Kochen ist dann nur als genügend anzusehen, wenn das Fleisch auch in den inneren Schichten grau oder grauweiß verfärbt ist und der von frischen Schnittflächen abfließende Saft keine rötliche Farbe mehr besitzt. Im übrigen wird darauf hingewiesen, daß Fuchs- und Dachfleisch, sofern es zum menschlichen Genuß bestimmt ist, trichinenschwammig ist.

„Der Enztäler“ kann täglich bestellt werden

Jahren lebte er sehr zurückgezogen. Er empfing nur selten Besuch hier im Haus.
„Nunmehr empfing er Besuch. Wen zum Beispiel?“
„Verursachungen: Maler, die ich nicht kannte; Interessenten für seine Bilder; Agenten — ob und zu ein Modell. Aber im letzten Monat kam auch das nicht mehr vor. Seitdem ließ ich nur zwei, drei Personen ins Haus.“
„Wer war das?“
„Herr Geheimrat von Schlichter, der langjährige Freund des Herrn von der Straat und früher sein Hausarzt. Und dann —“ Er schaute stumm.
„Und dann?“ drönte Kettler.
„Fräulein Ruth Schauenberg.“
„Die Schauenbergs?“ fragte Dr. Till still.
„Fräulein Schauenberg ist von der Bühne.“ bestätigte Dagner.
„In welchem Verhältnis stand sie zu Herrn von der Straat?“
Der Diener sah un sicher an ihm vorüber. „Sie war — waren befreundet.“
„Aber?“
„Aber?“
„Besuchte die Dame Ihren Herrn auch des Nachts?“
„Nein — ja — auch — — zumellen.“
Kettler machte eine längere Pause und notierte sich etwas.
„Sonn können Sie niemanden, der kürzlich hier war?“
„Nein.“
„Schön. Dann sagen Sie uns jetzt mal, was Sie von diesem traurigen Vorfall hier wissen!“
Fräulein Schauenberg.
Dagners farblose Augen wanderten unruhig über die Möbel. „Als ich heute früh Herrn von der Straat wachen wollte, fand ich das Zimmer verschlossen.“
„Stellte der Schlüssel im Schloß?“
„Nein. Ich konnte nichts sehen.“
„Was taten Sie dann?“

(Fortsetzung folgt.)

Jeder ist verdächtig!

Rätsel um den Tod des Malers von der Straat von Reinhold Eichacker.

6. Fortsetzung Nachdruck verboten

„Auch gut. Obwar man sehr wohl einen Feind haben kann, ohne ihn selbst zu kennen. Die Tat war vorbereitet und gut überdacht. Der Tod des Ermordeten war auch gewollt. Also trifft das Motiv einer Feindschaft wohl zu. Das zweite Motiv gibt uns der Schreiber. Der Täter hat etwas gesucht. Also muß der Sekretär hier etwas enthalten haben, was entweder allgemein wertvoll war — Geld, Juwelen oder dergleichen —, oder was für den Täter gleichen Wert hatte: verräterische oder peinliche Urkunden, Briefe und so weiter. Im ersten Falle muß der Täter ney dem Vorhandensein der Papiere wenigstens gewußt haben; also entweder mit dem Toten und der Räumlichkeit schon bekannt gewesen oder von einem, der den Maler kannte, informiert worden sein. Im zweiten Falle muß er mit dem Toten in irgendwelcher geschäftlichen oder persönlichen Verbindung gestanden haben. In beiden Fällen spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß es sich beim Täter nicht um einen Gelegenheitsbrecher, sondern um eine dem Toten bekannte Person gehandelt haben muß. Einen Anhalt dafür, wer das sein kann, bietet uns vielleicht der Inhalt des Schreibens mit seinen Papieren.“

„Also, suchen wir!“ meinte der Landgerichtsrat entschloß. „Da glaubt man, es sei alles einfach und klar und schon hängt die Schmeißerei erst richtig an! So viel weiß ich nach dem Anfang schon heute: daß mir dieser Fall meinen Urlaub versaut.“

„Immerhin ist die Rolle des Richters doch angenehmer als die des Ermordeten.“ meinte Till trocken.

„Damit wir schneller vom Fleck kommen, schlage ich vor, daß Inspektor Brandt die Papiere durchsieht, da er die größte Routine in solchen Arbeiten hat, und daß wir beide, Herr Rat, zunächst mal den Diener verhören.“

Der andere nickte.
„Sie kommen meinem Vorschlag zuvor. Bitte, wollen Sie Warten!“

Es dauerte geraume Zeit, bis der Diener erschien. Man sah, daß er wußte, was man von ihm wollte. Er blieb an der Tür stehen.

„Wie möchten von Ihnen ein paar Auskünfte haben.“ meinte der Rat, während Till ruhig mitfischte. Sie sahen bereits vor der Polizeikommission aus. Sie heißen Fred Dagner, sind achtundvierzig Jahre alt, waren Diener des Herrn von der Straat. Waren sonst keine Dienstboten hier?“

„Nein. Nur eine Schwestern kam häufig einmal zum Reinigen der anderen Zimmer im Hause.“

„Schön. Was Ihrer früheren Anrede kam die Schwestern niemals in dies Zimmer, da Sie es selbst reinigten.“

Kettler und Till tauschten einen fragenden Blick aus.

„Sie sind seit neun Jahren im Hause des Toten, hatten es stets gut bei ihm und er war zufrieden mit Ihnen. Sollen Sie eine besondere Erinnerung an Ihren Herrn und was Ihr Verhältnis zu dem Toten mit den Jahren vertrauter geworden?“

„Herr von der Straat war sehr freigeistig. Im Übrigen liebte er es nicht, viele Worte zu machen. Das schloß Vertraulichkeit aus.“

„Was für einen Eindruck hatten Sie von Ihrem Herrn als Mensch?“

„Darüber habe ich mir als Diener keine Gedanken zu machen.“

Der Landgerichtsrat zog leicht die Brauen hoch und spielte neckisch mit dem silbernen Pfeiff.

„Wie interessieren uns aber für Ihre Gedanken und möchten Sie wissen, Sie sind doch auch als Diener keine tote Maschine, sondern ein denkender Mensch! Wie fragten Sie hier auch in Ihrem Interesse, wie in dem des Toten.“

Der Diener verbeugte sich höflich und schweigend. Seine farblosen Augen hatten eine unheimliche Sturheit.

„Hat Herr von der Straat viel Verkehr?“ fragte Kettler von neuem.

„Nur früher. Damals verkehrte er häufig. In den letzten

Sturmglöcken über Wien

Ein Roman aus dem Freiheitskampf Österreichs 1933 von Franz Mairhofer

141

Ullrich-Verlag, Wien, 1933, 2. Aufl.

Und noch einmal: „Doktor Fries!“
Keine Antwort.
Da geht ein Polizist an ihnen vorbei und sagt scharf und toll:
„Fries ist unter den Verhafteten.“

Rotar Holl ist da.
Sie sitzen in der Laube im Garten.
Das Kaffeegeschirr trägt Lina eben weg. Ihr hartrotes Sommerkleid leuchtet grell in der Sonne.
Annerl hat die Hände im Schoß gefaltet und schaut durch das grün überwachsene Gitterwerk der Laube mit einem geradeaus gerichteten, abwesenden Blick.
Schorfch ist auch da.

Der Finanzrat greift nach der Zeitung. „Also bitte ... Salzburg: Heute um 16.35 Uhr flog über Salzburg ein Flugzeug ohne Höhenabzeichen. Die Polizei verfügte sofort einen umfangreichen Motorpatrouillendienst, der die abgeworfenen Flugblätter, so weit sie erreichbar waren, beschlagnahmt hat. In einem dieser Aufzettel sind Schmähungen gegen den Bundeskanzler Doktor Dollfuß und die Mitglieder der Regierung enthalten. Dieses Flugblatt ist von zwei Leuten aus Salzburg geflüchteten Nationalsozialisten gezeichnet, die damit eine unwiderrlegliche Belästigung des hochverehrlichen Treibens Ihrer Partei geben, für deren Verbot es hohe Zeit war.“

Er wirft das Blatt auf den Tisch.
Annerl hat mit einer langsamen Kopfbewegung einen fallen, beinahe schmerzhaften Blick auf den Vater gerichtet, aber niemand hat es bemerkt.

Holl greift die Zeitung auf und durchblättert sie. „Das muß so fort eingestellt werden. Das ist offener Bruch des Völkerehrtes.“

Schorfch wirft einen Blick auf Annerl und sagt ablenkend: „Die deutsche Reichsregierung kann dafür nichts. Das sind Dinge, die aus dem überläufigen einzelner Parteigänger ...“

„So ... meinst du, Georg? Die deutsche Reichsregierung ist absolut verantwortlich. Wo kommen wir denn hin? Erinnerst dich doch bitte, wie wir gestern Abend nicht schlecht erschrocken. Du hast es sicher schon gelesen, lieber Holl. Wir haben bis hierher in die Kuhofstraße die Detonation gehört. Gestern Abend um zehn ist die Telefonzelle in Hiebing, gleich in der Nähe der Werkbundhiedlung, in die Luft gesalzen. Sollen wir uns das alles ruhig gefallen lassen, Schorfch?“

„Das hab' ich ja nicht gesagt. Man muß das abstellen. Das ist ja klar.“

Da deutet Holl mit dem Finger auf eine Stelle in der Zeitung. „Da steht es ja ohnehin schon. Mehr Schärfe im Kampf gegen die Aufrüstung!“

„Bitte“, sagt Christine ängstlich. „Lesen wir das vielleicht später.“

Aber Annerl ist schon aufgestanden. „Rein, warum? Mama ... laß sie nur!“ Und sie ist schon auf dem Gartenweg draußen.

„Schau, Pepi ... man muß ein wenig Rücksicht nehmen.“
„Aber erlaube schon, Christine, das würde zu weit führen! Die politischen Ereignisse stehen heute in vorderster Linie. Ich werd' ja doch in meinem Haus noch reden dürfen darüber, mich mit meinem Freund aussprechen. Ich greife so den Verstorbenen mit keinem Wort an.“

Er wendet sich wieder an Holl: „Hast du die Starckberg-Rede vom 6. gehört? Prachtvoll! Er hat gesagt: der Geist, der im Jahre 1914 unsere Feldarmeen besetzte, ist heute in Österreich wieder lebendig, und wenn wir für Österreichs Freiheit und Unabhängigkeit und für die Zukunft Österreichs kämpfen, so kämpfen wir einen Kampf um das gesamte Deutschland.“

„Na ja“, sagt Schorfch. „Gesagt ist das sehr gut, aber ...“

„Was ... aber?“

„Aber mir fehlt der ... Glaube.“
„Wie? Bist du vielleicht auch schon von der braunen Seuche angesteckt? Muß ich in meinem eigenen Hause erleben ...“

„Was heißt angesteckt?“ Schorfch erhebt sich. Er ist unwillig. „Ich habe schon hundertmal gesagt, daß ich mich nicht um Politik ...“

Holl sagt rauh. „Erlauben Sie, das begreif' ich nicht. Der Ideengehalt der vaterländischen Front ist ein solcher, daß jeder junge Mann sich derselben anschließen muß, dessen oberster Befehl das Bekenntnis zum Vaterlande ist.“

Da sagt Schorfch kalt: „Mein Österreich ist im Jahre 1918 ... gestorben. Das neue geht mich nichts an.“ Und er dreht sich auf dem Absatz um.

„Um Gottes willen!“ Christine ringt die Hände. „Du weist dich auch noch mit Schorfch vertragen, Pepi!“

„Das kann schon sein“, sagt der Finanzrat kurz. —

Schorfch klopft an Annerls Zimmerläre.

„Annerl! Ich bin's!“

Sie geht und öffnet.

Schorfch nimmt am Fenster Platz und schaut sinnend hinaus. Nach einer geraumen Weile sagt er langsam: „Schau mal, Annerl, du mußt dir da nichts draus machen. Es wird halt auf beiden Seiten gehegt.“

Da drückt sie leidenschaftlich aus, wie man es nicht an ihr gewöhnt ist: „Ich kann nicht mehr! Ich halte es ja nicht mehr aus! Alle Tage ... alle Tage diese Gehässigkeiten! Versteht er denn nicht, daß mir heilig ist, für was Hans sein

Leben geben mußte? Und alles ... alles! Schorfch! Ich kann nicht mehr hier bleiben. Ich will fort!“

„Über Kind ...“

Schorfch faßt nach ihrer Hand. „Du mußt dich ein wenig ... beherrschen! Sicher haben auch andere Mädchen, bei den vielen Opfern, die die Sache schon gekostet hat, ihren Liebsten oder ihren Bräutigam verloren. Du mußt dir denken, es ist halt einmal so.“

Sie zieht ihre Hand aus der seinen. „Ich weiß, Schorfch, du meinst es gut ... aber, laß mich ... ich kann nicht.“

Da geht er wieder, kopfschüttelnd. —

Eine Viertelstunde später kommt Christine. „Ruh auf, ich bin es, Mama! Mein armes Kind! Ich war ja wie auf Kohlen. Aber ... ich kann es eben nicht aushalten. Sie reden halt immer nur daselbe. Gott, es ist so schrecklich jetzt bei uns. Aber, weißt du, Annerl, du bist auch schon ganz ... hysterisch.“

„Ich will fort!“ sagt Annerl leise, bittend.

„Ja, ja, wir könnten ja fortgehen. Du und ich ... in eine Sommerfrische. Es täte mir auch gut. Ich bin so schon ganz abgerodert. Es ist ja begreiflich. Du bist eben jetzt auch nicht mehr viel zu rechnen im Hauswesen. Die Marillen mühten wir aber noch einzufachen vorher. Die Lina kann das nicht allein.“

Da wendet sich Annerl weg, zum Fenster und klopft unhörbar:

„Ich will ... allein ... fort!“

Beim Abendessen sagt der Finanzrat: „Anna, die Mama hat mir Vorwürfe gemacht. Ich möchte erklären, daß ich natürlich gar nicht an deinen Bräutigam dabei denke. Es sollte mir leid tun, wenn du es persönlich nimmst. Die Partei an sich hängt ja nicht mehr mit ihm zusammen.“

Annerl zerbröckelt ihre Serviette und gibt keine Antwort. Später, wie es Zeit zum Schlafengehen wird, sagt sie, wie immer:

„Gute Nacht, Papa!“

Er zieht sie zu sich her. „Du mußt wieder rote Wangen bekommen, Annerl! Vielleicht sollst du etwas Eisen nehmen. Ich werde das morgen aus der Apotheke besorgen.“

Wie er sie aber küssen will, streckt sie sich gerade auf.

Es könnte ebenfugut sein, daß sie es nicht bemerkt hat. Aber ... er ist verstimmt und denkt:

„Ich bin jetzt wirklich nett zu ihr!“

Wie sie in ihrem Bett liegt und der Mond durch das vielfach geteilte Fenster ein Lichtviereck auf den Boden legt, faltet sie gewohnheitsmäßig die Hände und statt zu beten, sagt sie leise vor sich hin:

„Ich will fort. Ich will morgen zu Lisa, vielleicht ist sie schon zurück. Sie soll mich irgendwohin mitnehmen.“

„Bitte, gnädiges Fräulein ...“ sagt Paul ein wenig stoßend. „Die gnädige Frau ist verreist. Aber der Herr Direktor ist zu Hause.“

Und er öffnet ohne weiteres die Türe zum Salon.

„Nicht ist sie noch nicht da“, denkt Annerl, „ich will ihn fragen, wann sie kommt.“

Es dauert ziemlich lange. Annerl steht in dem großen Salon mit seinen überzogenen Möbeln und wartet.

Dann geht die Türe auf.

Es ist so dunkel. Die Salonsenken sind doch geschlossen. Paul hat nur schnell eine einzige elektrische Glühbirne an der Wand aufgedreht. Sie erhellt den Raum nicht.

„Wie komisch“, denkt Annerl. „Ist er das?“

„Fräulein Korb, bitte.“ Er macht die Türe zum kleinen Salon auf. „Hier ist es gemütlicher. Sie kommen von ... meiner Frau?“

„Ja? Ja? Nein ... ich wollte doch fragen, wann sie zurückkommt.“

„Nicht?“ sagt er und fällt in einen Stuhl. „Dann wissen Sie nichts? Ich dachte ... Sie wüßten. Ich glaubte, sie hätte Ihnen ... Aber, bitte, ich vergaß, Ihnen Platz anzubieten.“

Annerl setzt sich.

„Also, da wissen Sie nichts? Es ist recht sonderbar. Nicht wahr? Meine Frau ... hat mich verlassen und die Scheidung eingereicht.“

„Hoh?“

Er lehnt sich bequem in den Sessel und beobachtet die Wirkung seiner Mitteilung.

„Ja.“

„Das ... versteh' ich nicht.“

„Ich auch nicht.“

Dann ist Stille. Und immer sein prüfender Blick.

Da steht Annerl auf. „Ich muß wieder fort.“

„Ich so ... ja ... pardon.“

Sie sieht ihn erschrocken an. Er kommt ihr so unnahe, wie er vor. Sie möchte etwas sagen und sagt kindlich unbedacht: „Sie muß doch ... zurückkommen.“

Er hat keine Augen immer fest auf ihr. „Sagen Sie das auch? Sehen Sie, ich dachte das erst auch. Aber .. glauben Sie, ich es nicht mehr.“

„Wo ist sie denn? Ich will zu ihr“, sagt Annerl ängstlich und denkt: „Worum lächelt er jetzt eigentlich?“

„Das weiß ich nicht. Niemand weiß es, auch der Rechtsanwalt nicht.“

„Aber ... sie war doch in Ewinemünde.“

„Ja ... und sie ist zurückgekommen, ganz plötzlich, hat es mir gesagt und war am andern Tag ... weg.“

Annerl hat Erbarmen mit ihm. Sie reicht ihm die Hand. „Hans ist ... tot!“ sagt sie leise. „Hans Lehner ...“

Ihre Augen füllen sich mit Tränen.

Er hält ihre Hand fest, dann läßt er sie fallen und geht mit ihr die Treppe hinunter bis zum Tor.

„So“, sagt er leise, „dann sind auch Sie ... allein. Wie ich ...“

Sie erschrickt vor seinem brennenden Blick und greift unbewußt zum Türgriff.

„Wir sollten doch ... beide ...“

Da steht sie in stummender Empörung und wirft in letzter, aufbäumender Kraftanstrengung das schwere Tor hinter sich in's Schloß. —

„Wo marst du denn so lang? Annerl!“ sagt Christine.

„Ich habe mich gefordert. Du sollst doch nicht allein ausgehen. Sag' ein Wort, und Schorfch oder ich begleiten dich.“

Annerl geht in ihr Zimmer hinaus.

„Ich kann es nicht mehr aushalten zu Haus. Sie sind ja lieb zu mir ... aber ... ich kann nicht mehr. Ich hab' keinen Menschen, bei dem ich sein könnte.“

Frühling, gelb und hart, fallen mit leise klatschendem Geräusch ins hohe Gras.

Die Frau Förster, mit einer blauen Schürze, bringt einen grünen Keller in der Form eines großen Weinblattes.

„Gnädige Frau, das sind unsere ersten.“

Sie stellt ihn vor Lisa hin. „Danke schön. War die Post schon da?“

„Ja, vor einer halben Stunde.“

„Ist nichts für mich gekommen?“

„Das hält' ich doch gleich gebracht. Es ist nichts gekommen.“

Lisa geht ins Haus, nimmt sich einen Schal und geht auf die Straße, die nach Wien führt.

„Er muß ja kommen! Da mach' die Straße eine Biegung. Wenn ich die Kurve habe, werd' ich den DKW sehen.“

Sie hat Herzklappen, wie die Straßenkrümmung kommt. Die Straße ist ... leer.

Dann kommt ein dunkelbrauner Wagen. Ein blauer. Alle laufen vorbei. Ein Passant.

Sie wendet und geht den Weg zurück.

„Ich bin jetzt den letzten Tag hier. Er ist noch nicht da. Ob Egon schon vom Rechtsanwalt verständigt ist? Warum nur Hermann nicht kommt? Kranz wird er sein. Morgen muß er kommen. Vielleicht hat er doch eine Grippe gehabt? Aber eine Zeile ... eine Botschaft würde er doch geschickt haben ...“

Morgen.

Und morgen das gleiche ...

Übermorgen wieder.

Das kleine, enge Zimmer mit den altmodischen, stillosen Möbeln und die rundliche Frau, mit ihrem gutmütigen Lächeln, in der Sorge, daß ja alles recht ist, und der Garten, der eigentlich kein Garten ist, sondern nur ein Wiesenstück mit Obstbäumen, und das Interesse für junge Hühner und Apfelbäume, an dem sie teilnehmen soll ... Lisa wird nervös.

„Rein, wirklich, ich danke vielmals. Ich brauche nichts. Abends? Es ist mir ganz gleich. Ein Omelett ... ja, genügt vollständig.“

Furchtbar ist das!

Immer diese Straße gegen Wien ... alle Tage bis zum selben Meilenstein.

Sie ist am Verzweifeln.

Keine Botschaft, keine Zeile und der DKW, nirgend's zu erspähen.

Nirgend's!

„Ich halte das einfach nicht mehr aus. Ich glaube nicht, daß Egon so rücksichtslos gewesen wäre, mich so ohne jede Nachricht zu lassen. Ich versteh' nicht ... ich versteh' nicht ... ich versteh' nicht. Was denkt er sich denn? Ich hätte doch nie daran gedacht, mich ... schreiben zu lassen. Jetzt ist' ich da in dem Rest und hör' und seh' nichts von ihm.“

Sie nimmt ihr Schreibzeug mit in den Garten:

„Sehr geehrter Herr Doktor!“

„Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, Herrn Doktor Fries zu verständigen, daß ich ihn hier, in Jettelmauer, erwarte.“

Dann trägt sie den Brief selbst zur Post.

Der nächste Tag vergeht und der übernächste.

Lisas Nerven sind zum Reißen gespannt.

Dann kommt die Antwort:

„Sehr geehrte gnädige Frau!“

„Ich bedaure, Ihren Aufstrog nicht ausführen zu können. Ich rief sofort die Nummer an, die mir Dr. Fries angegeben hat. Ich erhielt die Antwort, daß er dort ausgezogen und den Gartenpavillon des Palais in der Argentinertstraße gemietet habe. Da er dort telephonisch nicht zu erreichen war, landete ich meinen Substituten persönlich hin, der das Gartenhaus geschlossen fand, und der Portier des Palais sagte ihm, der Herr Dr. Fries sei schon zehn Tage nicht mehr dorthin gesehen worden.“

Im übrigen kann ich Ihnen die Mitteilung machen, daß der Vertreter Ihres Herrn Gemahls in der Scheidungsangelegenheit bereits einiges Entgegenkommen bewiesen.

Ich hoffe, Ihnen in dieser Sache ehebaldigst günstige Nachrichten zukommen lassen zu können ...“

Lisa legte den Brief vor sich auf den Tisch.

Sie muß sich mit beiden Händen an der Kante halten.

(Fortsetzung folgt)